

The background of the cover is a dreamlike, ethereal landscape. A large, glowing blue moon hangs in a dark, starry sky. In the center, a woman with short, curly blonde hair, wearing a dark, flowing dress, stands with her back to the viewer, looking out over a vast, misty expanse. The ground is dark, with some glowing, ethereal flowers in the lower right corner. The overall color palette is dominated by deep blues, purples, and whites, creating a magical and mysterious atmosphere.

Jeremy C. Gotzler

*The shadow
within*

Die Hangaia - Chroniken

Hinweis

The Shadow Within ist der **zweite Band** der Hangaia-Chroniken, kann aber **unabhängig** von Band eins gelesen werden.

Vorwissen wird nicht benötigt.



Alle Veröffentlichungen des Autors

Not the Hero - Die Hangaia-Chroniken | Band 1

The Shadow Within - Die Hangaia-Chroniken | Band 2

Lightning and Thunder - The Dark Tower | Anthologie Kurzgeschichte

*The shadow
within*

Die Hangaia - Chroniken

Impressum

© 2025 Jeremy C. Gotzler

1. Auflage

ISBN: 978-3-384-32091-9

Website: www.hangaia.de

Instagram: [@hangaia_chroniken](https://www.instagram.com/hangaia_chroniken)

Youtube: [@hangaia](https://www.youtube.com/hangaia)



Lektorat:

Lektorat Pierstorf - <https://www.lektorat-pierstorf.de>

Korrektorat

Korrektoratia - <https://www.korrektoratia.de>

Kartenillustration:

Jeremy C. Gotzler

Coverillustration und Kapitelzierden:

Elena Schalk und Vladimir Solnyshko

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

trdition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:

Peter-Rosegger-Str. 20, 82256 Fürstenfeldbruck

Dieses Buch ist auch als E-Book (Amazon) und als Hardcover erhältlich.

**Für meine Mama,
die mich stützt, ohne mich
festzuhalten, und mich begleitet, ohne
mir den Weg vorzugeben.**

A stylized, hand-drawn map of a coastal region. The map is framed by a dark, irregular border. At the top, there are jagged, rocky mountains in shades of green and brown. A small wooden structure is visible on a peak. Below the mountains is a purple, forested area. In the center, a small village with blue-roofed buildings and a tower is situated. To the right, a wooden bridge crosses a rocky stream. The bottom half of the map is dominated by a large, dark blue bay or sea. A long, narrow, rocky peninsula extends from the left side into the water. The text 'FLIEDERDORF' is written in a bold, serif font across the purple forest area, and 'SCHALE' is written in a similar font in the lower right part of the bay.

FLIEDERDORF

SCHALE

A stylized map of a region, possibly a fantasy world, with a dark, torn-paper-like border. The map is divided into three main areas, each labeled with text. The top area is a forested mountain range with a river flowing through it. The middle area is a central plateau with a stone structure and a small pond. The bottom area is a coastal village with a dock and a boat. The text labels are: SKÓGUR, LERAKO, and MERAKETE.

SKÓGUR

LERAKO

MERAKETE



Prolog

Mächtig erhebt sich vor seinen Augen ein Wald, der von außen undurchdringlich wirkt. Die Stämme stehen dicht beieinander und er kann nicht einmal erahnen, was sich dahinter verbirgt. Er entdeckt einen schmalen Pfad und langsamen Schrittes lässt er zu, dass die Bäume ihn von allen Seiten umschließen. Nur wenig Licht dringt durch das Blätterdach und zeichnet dabei kuriose Muster auf den moosigen Untergrund.

Das Summen der Bienen und das Flüstern des Windes, die ihn draußen noch begleitet haben, werden leiser, bis beides schließlich ganz verstummt. Außerhalb der Waldung hatte die Geräuschkulisse fast etwas Beruhigendes an sich. Nun schlägt ihm die absolute Stille entgegen und ein kalter Schauer schleicht sich über seinen Körper.

Sämtliche Geräusche, die noch erklingen, stammen von ihm selbst. Seine schweren Schritte, die auf dem moosigen Boden ein unangenehmes Schmatzen nach sich ziehen, treffen nach wenigen Metern auf trockenen Waldboden. Die herumliegenden Äste brechen unter seinem Gewicht und das herabgefallene Laub raschelt leise, wenn er drauftritt.

Seine Atmung dröhnt in seinen Ohren. Hat er schon immer so laut geatmet? Beinahe kommt es Kesetiaan so vor, als würde sein Herzschlag durch die endlos wirkenden Baumreihen hallen.

Nichts davon hält ihn ab, immer weiter durch den Wald zu stapfen, und je tiefer er in das Dickicht vordringt, desto mehr beschleicht ihn ein unheilvolles Gefühl. Kälte durchzieht seinen Pelz und kriecht ihm unter die Haut. Er nimmt einen unangenehmen Geruch nach faulen Eiern wahr und rümpft die Nüstern. Stehen bleibend schaut er sich um. Er starrt aufmerksam in die Dunkelheit zwischen den Bäumen, die Richtung suchend, aus welcher der Geruch kommt.

Violettes Licht wabert auf Kesetiaan zu, vermischt sich mit dem aufkommenden Nebel und legt sich schwer wie Molasse über den Boden. Das beunruhigende Gefühl verstärkt sich mit jeder Sekunde und ein erneuter Schauer lässt ihn erzittern. Ein leises Klingeln erschallt, begleitet von sanften Schritten, die das Moosbett kaum berühren. Jemand nähert sich ihm.

Kesetiaans Muskeln spannen sich an und sein Blick zuckt zwischen den Bäumen hin und her. Obwohl die Schritte schon sehr nah klingen, dauert es noch eine Weile, bis sich eine Kontur aus der unendlich wirkenden Dunkelheit löst.

Ein Mann, in weite, dunkle Gewänder gekleidet, tritt zu ihm in das Nebel-Licht-Gemisch. Sein Gesicht wird von einem undurchsichtigen Schleier verhüllt und er hat kurze, lockige schwarze Haare. Von seinem rechten Ohrläppchen hängt ein silbernes Stäbchen und über seinen Schultern trägt er einen kobaltblauen Umhang, der bis auf den Boden reicht. Darunter ein schmuckloses Hemd und eine weite Hose.

Der Fremde bleibt ein paar Meter vor ihm stehen und scheint zu warten. Unsicher beobachtet Kesetiaan den Mann, der nach Schwefel stinkt, und lässt seinen Schweif über den Boden zucken.

„Was du suchst, wirst du hier nicht finden“, wispert der Mann emotionslos. „Sie ist längst nicht mehr hier.“

Argwöhnisch verzieht Kesetiaan das Gesicht und er beobachtet den Fremden genau. Er beugt sich leicht nach vorn, um schnell auf einen möglichen Angriff reagieren zu können.

Der Mann jedoch interessiert sich nicht für Kesetiaans veränderte Haltung, er steht nur da und starrt zurück.

„Und du bist?“, brummt Kesetiaan ungehalten über das sichtliche Desinteresse. Er bezweifelt stark, dass der Mann einer der Bewohner des nahen Dorfes ist. So jemanden hätte Malika erwähnt oder noch wahrscheinlicher gemieden.

Erheitert wispert der Fremde: „Ich bin das Orakel Satya und was du suchst, verbirgt die Dunkelheit vor dir. Dein Schicksal ist dabei, sich neu zu schreiben.“

Er macht eine ausladende Geste und deutet auf einen fernen Punkt zwischen den Bäumen. Dann bewegt er sich mit geräuschlosen Schritten auf ebenjenen Ort zu. Den molasseartigen Nebel und den Gestank zieht er dabei hinter sich her.

Obwohl Kesetiaans Misstrauen während des kurzen Austauschs nicht weniger geworden ist, verspürt er aus einem ihm unbekanntem Grund Neugierde. Er weiß weder, was ein Orakel ist, noch was der Fremde mit seinen Worten andeuten will. Und dennoch bewegt sich Kesetiaans Körper ganz ohne sein Zutun und er folgt dem Mann durch die Baumreihen.

Nach einigen Minuten des stummen Wanderns gelangen sie auf eine kleine Lichtung.

Über ihnen thront der Mond am fernen Himmelszelt. Kesetiaan kommt nicht umhin, sich darüber zu wundern, denn als er den Wald betreten hatte, war die Sonne noch nicht einmal am höchsten Punkt angekommen.

Umzingelt von unzähligen Sternen wirft der Himmelskörper sein mystisches Licht auf sie herab und beleuchtet einen großen Kalkstein inmitten der Lichtung. Überwuchert von rosa Schleierkraut strahlt er etwas Mächtiges aus, das Kesetiaan glauben lässt, er wäre bereits seit Anbeginn der Zeit der Wächter dieses Ortes. Tiefe Risse durchziehen seine weiße Oberfläche und zeigen die stummen Narben vergangener

Epochen. Abgebrochene Stellen wurden von der Witterung über Jahrhunderte glatt geschliffen.

Kleine fliegende fischähnliche Wesen mit gelb-schwarzem Fell sammeln das Mondlicht mit ihren Flossen ein. Sie füllen es in durchsichtige Kugeln, die überall in der Luft schweben. Ein paar von ihnen fliegen um Kesetiaan herum, streifen ihn mit ihren Flügeln und dem sanften Fell. Er erschauert unter der ungewohnten Berührung. Noch nie zuvor hat er etwas derart Weiches gespürt.

Der Mann, der sich selbst als Orakel bezeichnet, streift mit lautlosen Schritten um den Stein herum und lässt seine Hand über die Oberfläche gleiten. Dabei scheint er Kesetiaan genau im Auge zu behalten. Die leuchtenden Tiere machen dem Mann scheu Platz und verlassen die Lichtung fluchtartig, um sich in Baumkronen und Mooshöhlen zu verstecken.

„Was soll ich hier?“

Kesetiaan versucht, sich sein Staunen nicht anmerken zu lassen. So wundersam dieser Ort auch ist, etwas an dem Mann stört ihn so sehr, dass alles andere in den Hintergrund tritt. Es sträuben sich sämtliche seiner Haare und ein Schauer jagt dem nächsten nach. Nur kann er noch immer nicht benennen weshalb.

Satya lacht, worüber weiß allerdings nur er selbst. Dann stellt er sich neben den Kalkstein und spricht: „Es gibt einen Zauber, mit dessen Hilfe du sie finden kannst.“

Die Verwirrung spiegelt sich in Kesetiaans Blick wider. Ihm ist nicht klar, was ein Zauber ist oder wie er ihm dabei helfen soll, Malika zu finden.

Das Orakel lacht erneut.

Davon genervt, dass er wohl nur zur Unterhaltung des Fremden hier ist, verzieht Kesetiaan das Gesicht und knurrt. Der einzige Grund, weshalb er sich nicht einfach umdreht und geht, ist, dass der Mann von seiner Suche weiß. Und vielleicht auch, wohin Malika verschwunden

ist. Zumindest sprechen die Andeutungen des Fremden dafür, dass er mehr über ihren Verbleib weiß als Kesetiaan selbst.

„Armer kleiner Kesetiaan. Wie willst du sie finden, wenn du keine Ahnung von dieser Welt hast? Hast die Dunkelheit des Labyrinths hinter dir gelassen, nur um in einer anderen Finsternis zu versinken. Macht dir die Einsamkeit Angst? Schmerzt es dich, nicht zu wissen, wo Malika verbleibt? Nicht zu wissen, ob sie dich verlassen hat?“, spricht Satya gespielt mitleidig. Auch wenn sein Gesicht verdeckt ist, kommt es Kesetiaan so vor, als blicke er ihn enttäuscht an. „Doch ich helfe dir. Alles, was du tun musst, ist mir nachzusprechen.“

„Warum sollte ich das tun? Zu welchem Zweck?“

Der Mann winkt ihn zu sich heran.

Kurz zögert Kesetiaan, dann wagt er den ersten Schritt. Was soll der Fremde schon machen? Kesetiaan ist gute anderthalb Köpfe größer als der Mann und so kräftig wie ein Stier. Er fürchtet sich nicht davor, womöglich überwältigt zu werden.

Schnell überwindet er die Distanz und bleibt vor dem großen Kalkstein stehen, der ihn um einen ganzen Meter überragt. Den Stein betrachtend bemerkt Kesetiaan die merkwürdigen Zeichen, die hinein gemeißelt wurden. Lesen kann er sie nicht, aber er nimmt ein bläuliches Glimmen wahr, das aus dem Inneren des Kalks kommt.

„Dies ist ein Altar, geboren aus der Magie dieser Welt und über viele Jahrhunderte durch das Mondlicht der Nahla weiter veredelt. Wird hier ein Zauber ausgesprochen, egal wie mächtig, zahlt allein der Stein den Preis dafür und zerbricht“, erklärt das Orakel.

Auch wenn seine Worte sinnig klingen, versteht Kesetiaan sie nicht. Er hat nie zuvor von Magie, Zaubern, Nahla oder Ähnlichem gehört und kann sich nichts unter diesen Begriffen vorstellen. Doch solange irgendwas davon seine Suche erleichtert, ist er bereit, jedes Risiko einzugehen.

„Wie soll mir ein Stein helfen, Malika zu finden?“, fragt er, die Erklärung zum Altar ignorierend. Hoffend, dass er zumindest das versteht.

„Das siehst du gleich. Berühre nun den Stein.“

Kurz überkommen Kesetiaan Zweifel. Ein Gefühl sagt ihm, er sollte sich einfach umdrehen und gehen. Nur ist da auch dieser Funke in ihm, der von Hoffnung spricht und ihn mit Was-wäre-wenn-Fragen quält.

Was wäre, wenn er Malika auf diese Weise tatsächlich finden könnte? Was, wenn sie seine Hilfe braucht und der Stein dafür sorgt, dass er rechtzeitig zu ihr gelangen kann? Und schließlich hat Kesetiaan keine Ahnung, wo er sie überhaupt suchen soll.

Der Fremde hat recht: Was weiß er schon von dieser Welt?

Also folgt er der Anweisung und brummt genervt. Seine Hände auf dem Altarstein ablegend, spürt er, wie eine seltsam pulsierende Wärme davon ausgeht. Weder angenehm noch unangenehm ist sie einfach da. Kesetiaan lässt sich so auf das Gefühl ein, dass er Satya beinahe vergisst und aufschreckt, als dieser plötzlich neben ihn tritt.

„Sprich mir nach.“

Satyas Stimme klingt dunkel und nimmt die gesamte Lichtung ein. Ein kalter Wind kommt auf. Er bringt das Schleierkraut und die Blätter der umstehenden Bäume zum Rascheln. Auch durch Kesetiaans Fell streicht ein zarter Hauch und lässt ihn frösteln. Der Schwefelgeruch wird intensiver und brennt sich in seine Nüstern ein. Er mag das Gefühl in seinem Inneren nicht, dennoch spricht er die gehauchten Worte des Orakels nach.

„Aavaran, oscail suas, féach ar domhan aisteach.

Beir chugam duine díobh siúd a athraíonn an domhan.“

Kesetiaan hat keine Ahnung, was die Wörter bedeuten, aber das hindert sie nicht, ihre Wirkung zu entfalten. Der Wind wird mit jedem davon stärker. Er reißt das Schleierkraut aus dem Boden und zerrt einige der Fischbienen aus ihren Löchern. Der Himmel verdunkelt sich, tiefschwarze Wolken ziehen auf und verbergen die Szenerie vor dem

wachsamen Blick des Mondes. Bedrückende Dunkelheit umhüllt die Lichtung und erneut wabert das schwere, violette Licht über den Boden.

Der Kalkstein fängt an, von innen heraus zu leuchten. Die Schriftzeichen zittern und lösen sich eines nach dem anderen von dem Stein. Wilde Kreise über die Lichtung ziehend verbinden sie sich mit dem Wind und schüren sein Temperament noch weiter. Messerscharf peitscht er auf die umstehenden Bäume ein und treibt tiefe Furchen in die Stämme.

Einzig das Zentrum des Sturms, in dem sich der Kalkstein, das Orakel und Kesetiaan befinden, wird von der Wucht verschont. Krachend stürzen Bäume zu Boden und lassen diesen dabei erbeben.

Panisch beobachtet Kesetiaan die Zerstörungswut des Windes. Auf etwas Derartiges war er nicht vorbereitet. Er mag noch so groß und stark sein, was kann er schon mit reiner Muskelkraft gegen einen Sturm wie diesen ausrichten? Ein Zittern wandert durch seinen Körper und Furcht kriecht wie flüssiger Teer durch seine Adern. Sie lähmt ihn und zwingt Kesetiaan dazu, bewegungslos auszuharren.

Neben dem Tosen und dem Krachen erklingt mit einem Mal ein weiteres Geräusch, das so gar nicht in die übrige Kulisse passen will. Dennoch scheint es alles andere mit Leichtigkeit zu übertönen.

Ein Lachen.

„Das hast du gut gemacht!“

Schockiert starrt Kesetiaan zu Satya, der seelenruhig neben ihm steht. Der Wind lässt das Tuch vor dem Gesicht des Orakels flattern und bringt ein unheimliches Lächeln auf blassen Lippen zum Vorschein. Eiskalt läuft es ihm den Rücken runter und ein schrecklicher Gedanke flutet seinen Geist.

Das war eine Falle!

Kesetiaan will die Hände vom Stein nehmen, in der Hoffnung, was auch immer er ausgelöst hat, noch aufhalten zu können. Doch es ist bereits zu spät.

Der Sturm zieht sich explosionsartig zusammen. Er schlägt mit ungeheurer Kraft auf den Kalkstein ein und bringt ihn damit zum Bersten. Von der Wucht getroffen wird Kesetiaan mehrere Meter zurückgeschleudert. Er kracht gegen einen der umgestürzten Bäume und stößt sich den Kopf. Ehe er das Bewusstsein verliert, sieht er noch, wie sich die Steinbrocken des Altars erheben, um eine Art Tor zu bilden. Die leuchtenden Schriftzeichen legen sich auf den Bogen und werden zu Worten.

Ein letztes Mal erklingt die Stimme des Orakels.

„Der Preis des Aavarans wurde beglichen.“



KAPITEL 1

Zuckersüße Begegnung

Am Ende einer langen Straße, gut versteckt in den schottischen Highlands, befindet sich ein altes, windschiefes Haus. Es ist nicht weit entfernt von dem Dorf Glencoe und liegt umgeben von einem märchenhaften Wald, dem Glencoe Lochan. Mit seinen vielen Wanderwegen, die rund um einen kleinen See herumführen, lädt er bei jedem Wetter zum Spazieren ein.

In ihrer Jugend hat Granny den Wald und den See regelmäßig unsicher gemacht. Sie erinnert sich noch gut daran, dass sie den Glencoe Lochan damals wie ihre Westentasche kannte. Überall hat sie mit ihren Freunden getobt, ist auf Bäume geklettert und hat im kristallklaren Wasser gespielt.

Heute zieht sie es vor, das Haus nur noch selten zu verlassen. Granny ist auf ihre alten Tage müde geworden. Kaum ein Wunder hat sie doch erst kürzlich das neunte Jahrzehnt angebrochen. Alle davon hat sie in diesem Haus verbracht. Sie ist nie ausgezogen und war nie in einem fernen Land, um Urlaub zu machen. Die weiteste Strecke, die sie je zurückgelegt hat, war die fast dreistündige Fahrt in die Stadt Edinburgh, wo sie ihre Flitterwochen verbracht hat.

An manchen Tagen sehnt sich Granny nach der Weite, doch ihre Kinder reden ihr den Gedanken immer wieder gewissenhaft aus. Trotzdem würde sie gerne noch etwas erleben, bevor sie irgendwann,

hoffentlich friedlich, entschläft. Da es sich aber nur um Träumereien handelt, lebt sie ihr Leben am Ende der Straße in den schottischen Highlands, ganz so, als würde ihr nichts fehlen.

Das Klingeln der Eieruhr reißt Granny aus ihren weit entfernten Gedanken. Lautstark meldet das kleine Gerät, dass der Kuchen mittlerweile lange genug in der Ofenhitze gebacken hat. Mit einem Lächeln im Gesicht streift sie sich die geblühten Topflappen über, die mindestens so alt sind wie sie selbst, und holt das heiße Blech aus dem Ofen. Ein wundervoller Geruch entkommt dem Eisenmonster dabei und verteilt sich in der ganzen Küche. Genießend atmet sie den Duft ein und stellt das frische Gebäck auf dem Küchentisch ab, wo sie es einige Minuten auskühlen lässt.

Mit schwingenden Hüften und einem Liedchen auf den Lippen holt sie die vorbereitete Schokocreme aus dem Kühlschrank. Kaum ist der Kuchen nur noch lauwarm, bedeckt sie ihn großzügig damit und legt Tunnock's Tea Cakes darauf. Granny selbst ist zwar kein Fan der süßen Schaumzuckerware, aber ihr Enkel Keith liebt sie abgöttisch. Deshalb verteilt sie diese fleißig und betrachtet höchst zufrieden ihr Werk. Sich einige Schokokleckse von den Fingern schleckend, sieht sie auf die Uhr, die über der Küchentür hängt.

„Ach je, ich bin zu früh. Es ist noch nicht mal Mittag“, murmelt sie und überlegt, was sie die übrigen zwei Stunden machen soll, bis ihr Enkel kommt. Dabei sieht sie sich in ihrer kleinen Küche um.

Ihre Mutter hat sie vor über siebzig Jahren, nachdem das Haus gerade fertig gebaut worden war, eingerichtet. Seitdem hat sich nicht viel an der Einrichtung verändert. Bis auf Geräte und Möbelstücke, die mit der Zeit kaputt gegangen sind und ausgetauscht wurden, sieht die Küche noch genauso aus wie in Grannys Kindheit.

Die edle Kommode aus Kirschholz, die ihr Vater von einem Händler in England erstanden hat, und die dazu passende Sitzecke, welche mit unzähligen Stofftieren besetzt ist, hat sie nie auch nur wenige Millimeter

verschoben. Der große Esstisch verschwindet schon so lange unter einer schweren dunkelroten Tischdecke, dass Granny gar nicht mehr weiß, wie der Tisch darunter aussieht. Auch der Kohleofen, der Gasherd und die gusseiserne Teekanne stammen aus einem anderen Jahrhundert und werden Granny dennoch mit Leichtigkeit überleben.

Einzig die geblümete Tapete, die sich bereits stellenweise von der Wand löst, und der ausgetretene Teppich werden wohl schon vor ihr das Zeitliche segnen. Zumindest wenn es nach ihren Kindern geht, die längst darüber diskutieren, was von den Sachen entsorgt werden muss und was sich zu erben lohnt.

Da Granny im Raum nichts findet, womit sie sich beschäftigen könnte, überlegt sie, noch etwas zu kochen oder die Schlagsahne für den Kuchen vorzubereiten. Schließlich entscheidet sie sich aber für eine frische Tasse Tee und ihren Schaukelstuhl im Hinterhof. Schnell ist die schwere Kanne mit Wasser gefüllt und auf dem Ofen abgestellt. Nur wenige Minuten später ertönt das altbekannte Pfeifgeräusch und Granny kann mit dem fertig aufgebrühten Kamillentee nach draußen wackeln.

Der Garten ist groß, eigentlich zu groß für sie allein. Früher erschien er ihr kleiner, damals, als ihre Kinder durch ihre Beete tollten, als wäre es das Schönste auf der Welt. Sie fanden immer irgendwas, womit sie sich draußen die Zeit vertreiben konnten. Nicht mal das schlechteste Wetter, das Schottland aufbieten konnte, hielt die Kinder je davon ab, das Haus zu verlassen. Obwohl auch Grannys Enkel noch bis vor einigen Jahren hier gespielt hat, wirkt der Garten heute schrecklich verwaist und im Stich gelassen. Und da ihre Kinder sie so selten besuchen, fühlt sie sich ebenfalls so.

Manchmal erscheint es Granny, als würde sich die Welt ohne sie weiter drehen, während sie allein in ihrem Häuschen sitzt und von allen vergessen wird.

Mit wachen Augen betrachtet Granny ihren Garten. Die einstigen Blumenbeete sind heute von Unkraut überwuchert und das Gras ist mittlerweile zu hoch für ihren klapprigen Rasenmäher. Alles ist in die Jahre gekommen und mit ihr zusammen alt geworden.

Ob das Häuschen nach ihrem Ableben noch weiter bestehen wird? Vielleicht zerfällt es auch einfach zu Staub und folgt ihr in die nächste Welt. Granny kann sich nicht entscheiden, ob sie den Gedanken tröstlich oder deprimierend finden soll.

Sie setzt sich in den Schaukelstuhl, den ihr Mann einst für sie zusammengeschaubt hat und dann von ihrer Tochter blau angemalt wurde. Viele gelbe Sterne und einen großen hellen Mond hat sie darauf verewigt. Auch wenn der Stuhl schon am Auseinanderfallen ist, behütet Granny ihn wie einen Schatz.

Entspannt schließt sie die Augen und ihre Gedanken wandern hinfert. Dabei genießt sie die warmen Sonnenstrahlen auf ihrem Gesicht und den leichten Windhauch, der ihr durch die kurzen, lockigen weißen Haare streicht.

Vor ein paar Wochen hat Thomas, Grannys Sohn, ihr ein Ultimatum genannt. Entweder sie sucht sich ein Altenheim aus oder er tut es. Dafür hat er ihr Prospekte mit den günstigsten Heimen der Gegend zugeschickt. Dass sie trotz ihres Alters weiter in dem geliebten Haus am Ende der Straße leben möchte, versteht Thomas nicht.

Wenn Granny könnte, würde sie die Koffer packen und reisen. Irgendwo hin, völlig egal. Ein erstes und letztes Abenteuer, ehe sie im Heim zwischen den Pflegefällen verrottet, sich fragend, ob das schon alles war. Im Grunde könnte sie es auch tun, genug Geld hat sie auf die Seite gelegt. Doch der Mut für den ersten Schritt fehlt ihr noch. Sie müsste nur das Grundstück verlassen. Aber ihr Leben lang war da immer dieses Etwas, das sie stets daran hinderte, es einfach zu wagen. Zusätzlich zu dem ständigen Bedürfnis, das Wohl anderer über ihr eigenes zu stellen.

An manchen Tagen wäre sie gerne selbstsüchtiger. Nur ein kleines bisschen wenigstens. Gerade genug, um die gepackten Taschen in die Hand zu nehmen und nach Bangkok oder Athen zu reisen. Wie schön wäre es, wenn den ersten Schritt ein anderer für sie machen würde? Dann müsste sie einfach nur weitergehen. Das kann sie.

Immer gerade aus.

Wenn sie vor sich hinträumt, sieht sie sie bereits. Die ferne Welt; wie in den Nachmittagsdokus, die sie so gerne schaut. Endlose Küsten, riesige Berge und Felder soweit das Auge reicht. Städte, die in der Nacht leuchten, und die vielen neuen Bekanntschaften. Besonders Griechenland hat es ihr angetan, mit den wundervollen weißen Häusern am Meer und den antiken Ruinen.

All das ist nur einen Katzensprung entfernt; zumindest wenn sie den Mut dazu hätte zu springen.

Erneut wird sie von einem Klingeln aus den Gedanken gerissen, diesmal allerdings nicht von der Eieruhr. Es läutet an der Tür. Für ihren Enkel ist es noch zu früh, aber manchmal findet der Postbote seinen Weg zu ihr und bleibt für eine Tasse Tee.

Sie will gerade aufstehen, um nachzusehen, wer sie besucht, da erscheinen vor Grannys Augen plötzlich schwer aussehende Steinblöcke, die mühelos durch ihren Garten fliegen. Sie fügen sich Stück für Stück zu einem großen Torbogen zusammen und blaue Schriftzeichen werden auf ihm sichtbar. Zeichen, die sie jedoch nicht entziffern kann.

Mit weit aufgerissenen Augen sieht Granny dabei zu und schwankt zwischen Ehrfurcht und Angst. Schottland mag ein magisches Land sein, doch etwas Derartiges erlebt sie zum ersten Mal.

Das Zentrum des Tores besteht aus einem wilden Strudel von blauen und lila Farben. Eine Stimme dringt zu ihr durch. Sie klingt kräftig, freundlich und irgendwie einladend, während sie die fremdartigen Wörter rezitiert. Aber sie ist auch verzerrt, als wären die Worte nur ein Echo.

Neugierig geworden, nähert sich Granny dem Tor und streckt vorsichtig die Hand danach aus. Ohne es zu berühren spürt sie, wie die Steine im Takt ihres Herzschlags pulsieren. Eine seltsame Wärme geht von dem Steinbogen aus, während der Strudel einen unangenehmen Wind mit sich bringt.

Sie hat längst alles um sich herum vergessen und bekommt gar nicht mit, wie es erneut an der Tür klingelt. Und obwohl Granny dem Tor misstrauisch gegenüber eingestellt sein sollte, ist sie es nicht. Einem seltsamen Drang folgend überwindet sie den letzten Millimeter und taucht ihre Fingerspitzen in den Farbstrudel. Er umschmeichelt sie und fühlt sich dabei so leicht an wie Seide.

Plötzlich verspürt Granny einen gewaltigen Sog, der an ihr zerrt. Ehe sie begreift, was vor sich geht, wird sie mit einem kräftigen Ruck durch das steinerne Tor gezogen.

Ihre Augen weiten sich und sie schreit erschrocken auf. Doch es ist zu spät – der Garten und ihr Häuschen verschwinden hinter ihr und sie wird immer tiefer in die wirbelnden Farben gezogen. Obwohl Granny sich nicht aktiv bewegt, kommt sie vorwärts und entfernt sich vom Eingangstor. Sie hat keine Zeit, um sich Gedanken über ihre absurde Situation zu machen, denn nur Sekunden später ertönt ein lauter Knall und Granny wird in eine vollkommene Dunkelheit gestoßen.

Schmerzhaft landet sie mit den Knien auf hartem Boden. Auch nach einer gefühlten Ewigkeit bleibt alles um sie herum dunkel. Kein einziges Licht erhellt den Ort und es ist beängstigend still. Endlich schafft es Granny, sich darüber zu wundern. Angst jedoch verspürt sie keine. Warum kann sie sich nicht erklären.

„Bin ich etwa auf meinem Schaukelstuhl eingeschlafen? Träume ich?“

Ein Blinzeln später ist es so, als würde jemand einen Lichtschalter betätigen, und Granny sitzt in der Mitte zahlreicher Fliederfelder.

Der Boden unter ihr wird weicher, erdiger, und darauf zu knien, schmerzt nicht länger. Meilenweit breiten sich die Felder um sie herum aus. In der Ferne erkennt sie eine Ortschaft bestehend aus vielen Gebäuden mit blauen Dächern. Sie dreht sich um und entdeckt hinter sich einen großen Berg mit weißer Spitze. Über ihr strahlt ein wolkenloser Himmel. Unzählige Schmetterlinge flattern unbeeindruckt um sie herum und machen es sich auf den Fliederähren gemütlich.

Granny folgt einem der zauberhaften Insekten mit ihrem Blick. Dabei kommt sie nicht umhin, zu bemerken, wie angenehm es riecht. Den betörenden Duft tief in sich aufnehmend schließt Granny die Augen und geht das eben Erlebte noch mal in Gedanken durch. Ein magisches Tor mitten in ihrem Garten, wirbelnde Farben und Dunkelheit. Wirklich verstehen tut sie allerdings nichts davon.

Sie erinnert sich an das Lieblingsmärchen ihrer Tochter, ‚Alice im Wunderland‘, und muss kichern.

Für ein solches Abenteuer bin ich dann doch etwas zu alt, auch wenn ich mich geschmeichelt fühlen würde, für eine derartige Reise ausgewählt zu werden.

Granny lacht über ihre absurden Gedanken und da sie nicht daran glaubt, dass Märchen wahr werden, öffnet sie ihre Augen und steht vorsichtig auf. Ihre Gelenke machen sich lautstark bemerkbar und meckern über die unsanfte Landung. Sie ist das längst gewohnt und so flüstert Granny nur: „Statt euch zu beklagen, könntet ihr euch ruhig mal wieder nützlich machen.“

Sie klopf sich auf die Knie und streicht anschließend ihr oranges Kleid mit den Blumenstickereien glatt. Sich durch die Haare fahrend, die ihr vom Wind immer wieder ins Gesicht geweht werden, lässt sie ihren Blick über die Umgebung wandern. Dabei bemerkt sie etwas, das unweit zwischen dem Flieder liegt.

Granny geht langsam näher heran und erkennt einen Stier. Obwohl sie schon eine Weile keinen mehr zu Gesicht bekommen hat, ist

sie sich sicher, dass dieser hier merkwürdig aussieht. Ein Brummen entkommt dem Tier und es fängt an, sich zu regen. Gespannt sieht Granny dabei zu, wie er sich in den Schneidersitz begibt und sich den Kopf hält.

Stattliche Hörner befinden sich auf dem Haupt, das einem Stierkopf gleicht. Unterhalb seiner kräftigen grünen Augen findet sich eine beige Stierschnauze und wild wuchert ihm das dunkelbraune Fell über den gesamten Körper. Er besitzt zwei Hufe anstatt Füße. Seine Hände jedoch sind denen eines Menschen nicht unähnlich, wenn auch haariger. Ein schmutziges, altes Tuch, welches er sich um den Körper gewickelt hat, ist die einzige Kleidung, die er trägt. Abgerundet wird sein Aussehen von einem über den Boden schleifenden Schwanz mit schwarzer Quaste.

Selbst im Sitzen wirkt der Stiermann riesig und Granny kommt sich mit ihren ein Meter fünfzig wie ein Zwerg vor. Aber was sie an seinem Anblick am meisten schockiert, ist ein dünnes Blutrinnsal an seiner Schläfe.

„Ach herrje! Du bist ja verletzt.“

Erst jetzt nimmt der Stiermann sie wahr, doch da hat Granny ihm schon längst die Hand vom Kopf gezerrt, um die Wunde besser begutachten zu können.

„Keine Sorge, mein Lieber, das ist nicht so schlimm. Ist nur aufgeschürft. Etwas Wasser und ein Küsschen drauf und schon geht's dir wieder gut.“

Sanft besieht sie ihn mit ihrem großmütterlichsten Lächeln, das sie in dieser Situation abrufen kann. Es soll nicht nur ihn, sondern zu einem gewissen Grad auch sie selbst beruhigen. Schnell weicht die Irritation über den seltsamen Stiermann gänzlich der Sorge um seine Wunde.

Wo bekomme ich denn jetzt Wasser her?, fragt sie sich und lässt ihren Blick über die Felder gleiten.

„Wer ...?“, spricht der Stier. Er zögert und schaut sie irritiert an.

Sie beantwortet ihm die Frage trotzdem: „Du kannst mich Granny nennen, das machen alle so. Und wie heißt du, mein Kind?“

Er wiegt den Kopf zur Seite und scheint abzuwägen, ob er ihr trauen soll. Erst nach einer Weile entscheidet er sich, ihr zu antworten: „Kesetiaan.“

Langsam steht er auf und überragt Granny mit einem Mal um mehrere Köpfe. Während er sich neu orientiert, tritt sie einen Schritt zurück und besieht sich den Mann noch mal in seiner vollen Pracht. Sie blinzelt einmal und ist dann ganz verzückt von seinem Anblick und dem Namen.

„Das klingt aber sehr exotisch. Wenn es dir nichts ausmacht, nenne ich dich Kenny. So nenne ich auch meinen Enkel. Dem du beinahe wie ein Ei dem anderen gleichst.“

Ein verwirrter Blick trifft sie aus den klaren grünen Augen, was sie zum Kichern bringt. Obwohl Granny noch nicht einordnen kann, was passiert ist, freut es sie auf den Stiermann gestoßen zu sein. Sie liebt neue Bekanntschaften, und an einem fremden Ort nicht allein zu sein hat etwas Tröstliches für sie.

„Entschuldige, ich fange an zu schwafeln. Wo finden wir denn Wasser für deine Verletzung?“

„Ich weiß es nicht. Ich bin mir nicht mal sicher, wo wir sind.“

„Ach je. Dann sollten wir das wohl schleunigst rausfinden. Wie wäre es, wenn wir dort hinüber gehen und nachfragen?“

Sie deutet auf die Ortschaft, die sie anfangs schon bemerkt hat. Kesetiaan schaut in die Richtung, zuckt mit den Schultern und stimmt ihr letztlich zu. Noch etwas steif geht er vor und Granny folgt ihm in einem gemächlichen Tempo. Dabei sieht sie sich begeistert um.

Vermutlich sollte ich im Augenblick vor Angst schlottern, aber ich habe nicht das Gefühl, dass mir Gefahr droht. Wozu also meine wertvolle Zeit mit Furcht vergeuden, wenn hier alles so schön aussieht?

denkt sie und lässt sich von ihrer Neugierde treiben. Das endlose Fliedermeer trägt wesentlich dazu bei, dass sie sich an diesem Ort seltsam geborgen fühlt.

Allerdings bemerkt sie bereits nach wenigen Metern, dass ihr die Puste ausgeht. Laut keuchend hält sie an und stützt sich auf ihre Oberschenkel. Als Kesetiaan auffällt, dass sie ihm nicht länger folgt, bleibt er stehen und betrachtet sie stumm.

Sie atmet tief durch und erklärt: „Es tut mir leid, Kenny, aber ich kann nicht mehr. Meine müden alten Knochen wollen nicht so wie ich.“

Entschuldigend lächelt sie ihn an.

Einen Moment bleibt Kesetiaan bewegungslos stehen und überlegt. Granny kann ihm förmlich ansehen, wie sich die Rädchen in seinem Kopf drehen. Schließlich geht er mit einem Seufzen auf sie zu und kniet sich vor ihr auf den Boden. Dabei wendet er ihr den Rücken zu und hält die Arme in Grannys Richtung.

Verwirrt starrt sie auf den wuscheligen Hinterkopf und weiß nicht, was er da tut. Er sagt nichts, doch als sie auch nach einigen Sekunden noch keine Anstalten macht, sich zu bewegen, dreht er seinen Kopf zu ihr und schnaubt.

„Steig auf meinen Rücken, ich trage dich.“

„Das musst du wirklich nicht tun“, erwidert sie unsicher. Da Kesetiaan weiter regungslos vor ihr kniet, nimmt sie sein Angebot schließlich an. Sie legt ihre Arme um den breiten Hals und schlingt ihre knöchernen Beine um seine Hüfte. Seine Arme verschränkt er unter ihrem Gesäß und sichert sie so vor dem Runterrutschen. Dann steht Kesetiaan mühelos auf und geht weiter, als wäre es das Normalste der Welt, eine fremde Frau durch die Gegend zu tragen. Etwas unangenehm ist es Granny dennoch. Nie zuvor hat sie jemand so getragen. Nicht einmal, als sie noch ein Kind war.

Allerdings hält sie es hier wie mit der Angst auch; Gedanken machen kann sie sich, wenn sie den Styx irgendwann überquert hat.

Stattdessen sieht sie ihm freudig über die Schultern und genießt die Wanderung, während sie dem Dorf näher kommen.

Der Flieder scheint überall zu wachsen: Egal in welche Himmelsrichtung sie sich dreht, die Felder reichen bis zum Horizont. Ein friedliches Bild, wie sie es sonst nur vom Glencoe Lochan kennt, und doch ist es völlig anders als ihre Heimat.

Da Granny weder dumm noch naiv ist, ist ihr längst klar, dass sie nicht mehr in ihrem Garten, geschweige denn in Glencoe oder den Highlands ist. Sie ist sich sogar ziemlich sicher, dass es im schottischen Westen weit und breit keine Stiermenschen gibt. Anders sähe es aus, wenn sie einer Fee begegnet wäre; die existieren an einigen Orten tatsächlich.

Erneut hat sie den Gedanken, dass sie diese Situation beunruhigen sollte, stattdessen ist sie voller Vorfreude auf das kommende Abenteuer. Zumindest glaubt sie, dass sich Abenteuer genau so ankündigen.

Vielleicht ist das ja doch das Wunderland und sie darf auf Alice' Pfaden wandeln.



KAPITEL 2

Das Dorf im Flieder

Wenig später kommen sie an einem der Dorfzugänge an. Breite Pflastersteinstraßen winden sich durch die dicht beieinanderstehenden Häuser. Selbst von den Schultern des Stiermanns aus, kann Granny nur erahnen, was sich hinter den Häuserreihen verbirgt. Durch die hellen Steinbauten und den Fliederkränzen an den Fenstern und Türen wirkt der Ort friedlich und einladend. Die Straße vor ihnen wird von Blumenkübeln gesäumt und ist so sauber, dass man problemlos vom Boden essen könnte.

Vorsichtig lässt Kesetiaan Granny von seinem Rücken gleiten. Dabei fällt ihr sein nachdenklicher Blick auf und sie fragt: „Stimmt etwas nicht? Tut dir der Kopf weh?“

Statt zu antworten, wirkt es so, als würde er für einen Moment mit seinen Gedanken vollständig abdriften. Ein Schauer erfasst ihn und lässt seinen Leib erzittern. Eine unausgesprochene Frage steht ihm ins Gesicht geschrieben.

Wenn Granny seinen Ausdruck richtig deutet, scheint er sich vor irgendwas zu fürchten. Sie wüsste gerne weshalb, möchte ihn mit ihren aufdringlichen Fragen aber nicht verschrecken.

„Ist in Ordnung, du musst nichts sagen. Solltest du irgendwann darüber reden wollen, dann höre ich dir gerne zu“, spricht Granny leise und drückt seine Hand, um ihre Worte zu unterstreichen. Ein

trauriges Lächeln bildet sich in seinem Gesicht und es wirkt fast so, als hätte sie ihm eine Last von den Schultern genommen.

„Es geht mir gut“, flüstert er und wendet seinen Blick von ihr ab.

„Dann lass uns doch mal weitergehen. In der Ortschaft können wir fragen, wo genau wir hier sind und ob sie etwas Wasser haben, um deine Wunde zu säubern.“ Granny unterdrückt den Drang, den Stiermann in den Arm zu nehmen, dem es ganz offensichtlich nicht gut geht. Da er sich ihr allerdings noch nicht anvertraut, muss sie damit warten, bis er den ersten Schritt macht.

Granny steuert die Straße an, um in das Dorffinnere einzudringen. Sekunden später kann sie hören, wie sich ein zögerliches Hufschlaggeräusch erhebt und zu ihren eigenen Schritten gesellt. Sie dreht sich kurz zu Kesetiaan um und schenkt ihm ein zuversichtliches Lächeln.

Tiefer in dem kleinen Ort angekommen sehen sich die beiden aufmerksam um. Überall stehen Kübel voller Flieder und es hängen festliche Girlanden über dem Dorfplatz.

Das Dorf wirkt von innen wie eine Festung. Statt Mauern erheben sich um sie herum die dichten zweistöckigen Häuser und lassen kaum Licht herein. Dadurch blockieren sie das Sonnenlicht und lange Schatten legen sich über den Marktplatz. Einzig eine große marmorne Statue, die sich im Zentrum befindet und beinahe so hoch wie die Häuser ist, steht im Licht. Auch sie wurde mit Girlanden dekoriert und wird von unzähligen Kerzen umringt.

Flüsternd äußert Granny: „Das ist wirklich ein beeindruckender Ort.“

Sie betrachtet die Menschen, die in schwarze Kutten gehüllt durch das Dorf wandern. Einige von ihnen knien nahe der Statue und halten ihre Hände wie zum Gebet vor sich. Sie flüstern in einer Sprache, die Granny nicht versteht, und wirken dabei wie in Trance.

Einige der Personen tragen Knochenketten, an denen Mondscheiben befestigt sind, oder Gürtel mit Fliederblüten und Perlen. In den

Gesichtern erkennt Granny zudem kryptische Zeichen und runenähnliche Motive, die mit violetter Farbe aufgezeichnet wurden.

Seltsam, diese immer wiederkehrenden Symboliken, die Kleidung und die Gebete. Was genau ist das für ein Ort?, fragt sich Granny im Stillen.

Noch hat man sie nicht bemerkt und sie lässt ihren Blick zu ihrem Begleiter schweifen. Zitternd erhebt sich die große Gestalt des Stiermannes neben ihr. Furcht verdunkelt seine Augen und verwehrt ihm so die Schönheit des Ortes. Er wirkt wie ein verschrecktes Tier, das man zur Schlachtbank führt.

Ehe Granny ihn darauf ansprechen kann, erklingt ein spitzer Schrei. Laut und durchdringend gellt er durch die Straßen. Eine Frau lässt ihren Wäschekorb zu Boden fallen, deutet panisch auf Kesetiaan und rennt schreiend davon. Durch ihre Lautstärke alarmiert reagieren weitere Menschen. Die Kuttenträger erwachen aus ihren Gebeten und innerhalb weniger Augenblicke versammeln sich die Dorfbewohner um die beiden Eindringlinge. Mit Harken, Schaufeln und Sicheln bewaffnet starren sie Kesetiaan feindselig an und erheben drohend ihre Waffen. Sie deuten damit auf ihn und grölen ungehalten.

„Hau ab, Monster! Bevor wir dich erschlagen.“

Granny scheint vom wütenden Mob kaum wahrgenommen zu werden, zumindest gelten sämtliche Drohgebärden und Beschimpfungen allein dem Stier an ihrer Seite. Sie wird von der Situation dermaßen überrumpelt, dass sie gar nicht richtig begreifen kann, was geschieht. Ihr fehlt die Zeit, um entsprechend zu reagieren und sich zu überlegen, wie sie die Rage der Bewohner unterbinden soll.

Ein Mann in abgetragener Kutte und mit ausgebleichtem blondem Haar tritt vor und ruft: „Weg mit dir, du dreckiges Monster! So etwas Widerliches wie dich wollen wir hier nicht.“

Fest starrt er Kesetiaan an und zeigt dabei keinerlei Furcht, obwohl sie ihm wie eine Seuche durch Mark und Bein kriecht. Doch der Pulk

hinter ihm bestärkt den Mann und lässt ihn mutiger auftreten, als er ist.

Solch ein respektloses Verhalten ist Granny nie zuvor begegnet und sie wundert sich, was bei der Erziehung des jungen Mannes schief gegangen ist. Die barbarischen und boshaft gesprochenen Worte lassen Granny schwanken.

Durch diese Bewegung wird einer der Kuttenträger auf sie aufmerksam und mischt sich rufend ein: „Und du altes Weib, geh besser von dem Monster weg. Sonst erschlagen wir dich ebenfalls.“

Granny bleibt trotz der Drohung unbeirrt stehen. Verständnislos atmet sie tief durch, betrachtet die Szene vor sich genauer und blickt zu ihrem Begleiter. Ihre gutmütigen braunen Augen nehmen dabei jede von Kesetiaans Regungen in sich auf. So entgeht ihr auch nicht sein Zusammenzucken, das auf sämtliche scharfe Sprüche folgt, und die Dörfler sparen nicht gerade an Schimpfwörtern und Drohungen.

Liegt es etwa an seinem Aussehen? Nur weil er anders aussieht, gibt das doch keinem das Recht, so mit Kenny umzugehen. Absolut nichts rechtfertigt es, dass diese Leute ihm so entgegentreten!, denkt Granny und ballt empört ihre Hände zu Fäusten.

Nun erhebt Kesetiaan seine Stimme: „Ich habe nicht vor, länger als nötig hierzubleiben. Ich bin auf der Suche nach einer Frau namens Malika. Sagt mir, wo ich sie finde, dann verlasse ich das Dorf wieder.“

Der blonde Mann spuckt auf den Boden und entgegnet: „Als würden wir dir irgendwelche Antworten liefern. Verschwinden sollst du, elender Dämon!“

„Je schneller ihr mir sagt, wo Malika ist, desto schneller seid ihr mich wieder los“, versucht Kesetiaan es erneut, was zur Folge hat, dass ihm die Sichelträger einen großen Schritt näherkommen. Eine Frau aus den hinteren Reihen schreit wüste Beschimpfungen und wirft einen Stein nach ihm. Sie trifft ihn damit an der Schulter, doch Kesetiaan rührt sich nicht. Keinen Millimeter weicht er zurück. Starr wie ein Fels

steht er da und sein Blick wandert über die Menschenmasse. Dabei ziehen sich seine Pupillen stark zusammen und er wirkt wie ein in die Ecke getriebenes Tier. Seine ganze Haltung krümmt sich, als würde er bereits zum Sprung ansetzen.

Dann trifft Grannys Blick auf seinen und etwas in ihm entspannt sich wieder. Ihre ruhige Ausstrahlung lässt die Furcht aus seinem Körper weichen.

Als Granny das bemerkt, wird ihr klar, dass sie unbedingt eingreifen muss, denn Kesetiaan kann nichts sagen oder tun, was die Dörfler von ihrem Zorn abbringt. Sie hören ihm gar nicht zu. Also schiebt sie sich zwischen die beiden Fronten und dreht dem wütenden Pulk ihren Rücken zu, um Kesetiaan als Schutzschild gegen die Beschimpfungen zu dienen.

„Wer ist denn Malika, mein Lieber? Eine Freundin von dir?“, fragt sie Kesetiaan mit sanfter Stimme.

Den Blickkontakt beschämt abbrechend sieht er zur Seite und haucht verzweifelt: „Sie ist meine Schwester.“

Erneut spuckt der blonde Mann auf den Boden. „Malika ist ein Mensch, du Missgeburt. Keine Ahnung, woher du ihren Namen hast, aber in ihre Nähe lass ich dich garantiert nicht.“ Überheblich bleckt er die Zähne und richtet seine Harke auf Kesetiaan.

Das bringt das Fass zum Überlaufen und ein zorniger Ausdruck zieht über Grannys Gesicht. Sie knirscht hörbar mit ihren Zähnen. Langsam dreht sie sich um, um dann völlig furchtlos auf den Blonden zuzugehen. Kesetiaans Blick folgt ihr und er streckt bereits die Hand aus, um sie zurückzuhalten. Etwas hält ihn jedoch davon ab. Etwas, das unbedingt wissen möchte, was sie tun wird.

Auch die anderen Dorfbewohner starren sie unverhohlen und untätig an. Eine unangenehme Stille breitet sich über dem Dorfplatz aus. Ganz so, als würden alle den Atem anhalten, um ja nichts zu verpassen.

„Was willst du, Mütterchen?“, fragt der Blonde arrogant und sieht

sie abwertend von oben herab an. Granny stellt sich unmittelbar vor ihn. Dass sie mehr als anderthalb Köpfe kleiner ist, stört sie nicht im Geringsten. Sie hat schon viel finstereren Gestalten die Leviten gelesen und keine Angst davor, es wieder zu tun. Als geborene Schottin und ehemalige Lehrerin liegt ihr das im Blut.

„Dir wurde wohl nicht oft genug der Hintern versohlt, was? Nimmst Wörter in den Mund, die du kaum verstehst und deren Tragweite du nicht im Entferntesten begreifen kannst. Entschuldige dich bei Kenny oder ich übernehme die Erziehung, die deine Eltern offenbar so schändlich versäumt haben.“

Mit ernstem Blick starren ihre wachen Augen in seine, die hilfesu-
chend zur Seite wandern. Wenig intelligent entkommt dem Mann ein:
„Eh?“

Eine Frau will ihm gerade zu Hilfe eilen, da erhebt Granny ihre Stimme erneut: „Ich zähle bis drei, Kind! Hast du dich dann noch immer nicht entschuldigt ...“

Ihre Warnung lässt sie bewusst offen, doch selbst dem Ungebildetsten im Dorf wird klar, dass sie es ernst meint. Verwundert stellen einige fest, dass sie sich tatsächlich vor den Konsequenzen zu fürchten scheinen. Und das, obwohl Granny weder furchteinflößend aussieht, noch bisher irgendetwas getan hat, was eine solche Reaktion rechtfertigt. Allein die Art, wie sie spricht und den blonden Mann ansieht, reicht dafür bereits aus. Deshalb dauert es auch nicht lange, bis der Erste versucht, den Blondschoopf zur Vernunft zu bringen.

„Ravine, entschuldige dich einfach.“

„Eins“, zählt Granny an.

„Genau, das ist es nicht wert. Sie ist vermutlich so eine Vestica“, flüstert ein bulliger Kerl hinter Ravine und Weitere stimmen ihm leise zu.

„Zwei.“

Ihr drohender Blick wird noch einen Tick dunkler. Unangenehm

kribbelt es in Ravines ganzem Körper. Ein Schauer rinnt ihm die Wirbelsäule entlang.

„Ist ja gut, verdammt!“, explodiert der Blonde schließlich. Er wendet sich zu Kesetiaan um, der dem Ganzen staunend folgt. Ravine lässt seine Harke zu Boden sinken und schnappt beleidigt: „Es tut mir leid, in Ordnung?!“

Nervös richtet sich sein Blick auf Granny. Er sucht nach einer Bestätigung, dass er mit heiler Haut davonkommt und sie ihn nun in Ruhe lässt.

Zufrieden nickt sie.

„Das ist zwar noch verbesserungswürdig, aber zumindest ein guter Anfang. Dann kann der Rest von euch jetzt wieder an die Arbeit gehen und da weitermachen, wo ihr eben unterbrochen wurdet.“

Erstaunlicherweise folgen die Dörfler ihrem Rat. Teilweise sogar fluchtartig verlassen die Bewohner den Platz und verschwinden zwischen den Häusern. Nach wenigen Atemzügen stehen nur noch Granny, Kesetiaan und Ravine auf dem Dorfplatz.

„Ich sollte auch ...“, fängt der Mann an, da hakt sich Granny bestimmend bei ihm unter und zieht ihn näher zu ihrem Begleiter.

„Aber, aber, nicht so schüchtern. Du darfst uns jetzt ein paar Fragen beantworten.“ Freundlich lächelt sie ihn an und lässt sich ihre Wut von eben nicht mehr anmerken.

Mit großen Augen glotzt Ravine zwischen Granny und Kesetiaan hin und her, dann verschränkt er trotzig die Arme und entgegnet: „Warum sollte ich?“

„Weil wir höflich darum bitten.“

Mit ihrem entwaffnenden Blick schafft sie es, dass Ravine die Arme leicht lockert und seufzt. Er hat wenig Interesse daran, sich erneut mit der unheimlichen alten Lady anzulegen. Statt also weiter gegen sie anzukämpfen, ergibt er sich seinem Schicksal.

„Na schön. Ich weiß nicht, wo Malika ist. Sie war vor ein paar Tagen

das letzte Mal hier. Abends verlässt sie das Dorf immer und kommt erst am nächsten Morgen zurück. Aber dieses Mal nicht.“

„Und wohin ist sie gegangen?“, fragt Granny, doch Ravine schüttelt nur den Kopf.

Stattdessen erhebt Kesetiaan die Stimme: „Sie geht nach Hause. Zu mir. Wir leben hoch oben in den Bergen. Ins Dorf kommt sie nur zum Arbeiten.“

Überrascht sieht Granny ihn an und fragt: „Doch sie kam dieses Mal nicht nach Hause?“

„Nein, seit vier Nächten warte ich vergeblich auf ihre Rückkehr und habe mich schließlich auf die Suche nach ihr gemacht.“

Verstehend nickt Granny und legt ihm die Hand auf den Oberarm.

„Du bist ein guter Junge, Kenny. Wir finden deine Schwester schon. Mach dir keine Sorgen“, versichert sie ihm. Doch insgeheim ist sie sich nicht sicher, ob für seine Suche Hoffnung besteht. Wenn sie wegelaufen ist, ist fraglich, ob sie überhaupt eine Chance haben, die Frau wiederzufinden. Denn dann würde Malika vermutlich alles tun, damit genau daraus nichts wird.

Bei einer Entführung hingegen ist schnelles Handeln das Allerwichtigste, das weiß Granny nur zu gut. Oft genug musste sie miterleben, wie ihr Mann tagelang nicht nach Hause kam, um im Revier jeden Hinweis dreimal umzudrehen. Und oft genug hat sie ihn fest gehalten, wenn seine Einheit die Spur verloren oder eine Leiche gefunden hat.

Zudem ist Granny bewusst, dass sie eigentlich versuchen sollte, einen Weg nach Hause zu finden. Schließlich hat auch sie eine Familie und zumindest ihr Enkel dürfte längst bemerkt haben, dass sie weg ist. Sie will ihm keine Sorgen bereiten. Nur kann sie jetzt nicht einfach gehen. Nicht, nachdem sie von Kesetiaans Not erfahren hat.

Was, wenn das ihre Kinder wären? Wenn ihr Sohn ganz allein wäre und alles daran setzen würde, seine Schwester zu finden?

Ich werde ihm helfen. Das muss ich einfach. Ich könnte nie wieder

in den Spiegel sehen, sollte ich den armen Jungen jetzt im Stich lassen, denkt sie und sagt: „Also, wenn sie nicht hier im Dorf ist und auch nicht bei euch zu Hause, wird sie vermutlich irgendwo unterwegs verschwunden sein. Wir sollten uns den Weg ansehen und schauen, ob wir irgendwas finden, das auf sie hinweist.“

„Da ihr mich nicht mehr braucht, werde ich dann mal ...“, flüstert Ravine. Er versucht, sich davonzustehlen, lenkt damit die Aufmerksamkeit allerdings wieder auf sich und Granny hält ihn erneut zurück.

„Du scheinst Malika ein bisschen zu kennen. Welchen Weg nimmt sie sonst immer?“

„Was weiß denn ich? Wenn sie ständig meint, das Monster aufsuchen zu müssen, ist es ihr Problem. Soll sie doch gefressen werden.“

Trotzig wie ein kleines Kind sieht Ravine zu Granny hinab. Langsam geht ihm die Fragerunde auf die Nerven, doch schnell bemerkt er seinen Fehler. Grannys Blick verdüstert sich erneut.

„Ich werde mich nicht entschuldigen, verdammt! Er ist ein Monster!“ Er deutet mit dem Finger auf Kesetiaan, wendet seinen Blick aber nicht von Granny ab. Es ist für ihn unbegreiflich, wie die alte Frau nicht sehen kann, was für ihn so offensichtlich scheint. Das mächtige stierähnliche Ungeheuer mit den Hörnern und Pranken so groß wie sein Kopf. Für ihn ist der Ausdruck ‚Monster‘ keine Beleidigung, sondern eine Tatsache.

Granny seufzt und belässt es dabei. Dem Jungen müsste man den Hintern versohlen und Manieren eintrichtern, aber dafür hat sie im Augenblick weder Zeit noch Motivation.

„In Ordnung. Ich habe verstanden, dass du wütend und genervt bist. Zeig uns einfach, welchen Weg Malika normalerweise nimmt, und wir gehen.“

Ravine rümpft die Nase, ehe er auf eine Seitengasse deutet, die zurück in die Fliederfelder führt. „Der Weg bringt euch direkt zum Labyrinth.“

„Was denn für ein Labyrinth?“

„Na, seines.“

Ravine deutet auf Kesetiaan, anschließend dreht er sich um und eilt schimpfend davon. Granny sieht zu ihrem Begleiter auf und lächelt ihn freundlich an.

„Dann sollten wir gleich losgehen.“

Kesetiaan geht vor ihr auf die Knie, um sie erneut huckepack zu nehmen. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg aus dem Dorf hinaus, ohne einen Blick zurückzuwerfen.



Sie wandern eine Weile zwischen den Blumenfeldern entlang und gelangen schließlich auf einen Trampelpfad, der tatsächlich vom Fliederdorf bis zu den Bergen führt.

Granny erkennt bereits von Weitem eine große steinerne Treppe, die bis zu einer Plattform reicht, auf der sich eine Art Gebäude befindet. Es erhebt sich drohend zwischen den weiß gepuderten Gipfeln und wirkt wie ein Mahnmal aus dunklem Stein gemeißelt. Was genau es ist, kann sie allerdings nicht erkennen.

Die Berge sind kahl und überall hängen dichte Nebelschwaden. Granny empfindet den Anblick alles andere als gemütlich und insgeheim fragt sie sich, weshalb Kesetiaan und Malika dort oben leben und nicht im Dorf. Oder zumindest irgendwo, wo es etwas lebensbejahender aussieht.

Ein leichter Wind umspielt Granny und der Duft von Flieder dringt ihr in die Nase. Genießend schließt sie für einen Moment die Augen und nimmt die Welt mit ihren restlichen Sinnen wahr.

Die letzten Strahlen der Sonne wärmen ihren Rücken und sie kann das Summen von Bienen vernehmen. Vögel, Hasen und anderes Getier rascheln in den Feldern und wuseln durch den Flieder. Ganz deutlich

nimmt Granny auch den Körper unter sich wahr. Von Kesetiaans geht eine beruhigende Wärme aus und sein Fell ist viel weicher, als es aussieht.

Es ist ihr gleichgültig, dass die Menschen im Dorf etwas anderes behaupten; Granny erkennt in Kesetiaan kein Monster. Eher ein schüchternes und im Stich gelassenes Kind. Weshalb sie sich auch nicht davor scheut, sich noch etwas mehr in das weiche Fell zu schmiegen.

Als Kesetiaan bereits den halben Weg zu den Bergen zurückgelegt hat, vernehmen die beiden auf einmal ein lautes Rufen.

Dunkelheit.

Sie war alles, was ich kannte. Sie begleitete mich seit
Anbeginn der Zeit bis zum heutigen Tage. Lange schon,
bevor ich mir meiner selbst bewusst geworden war, war sie
da. Wie eine Mutter hielt und wärmte sie mich. Nie war ich
ohne sie, ihren Schutz und ihre Liebe.

Ich erinnere mich nicht an meine Geburt oder ob ich je
eine Kindheit hatte. Nur daran, dass mich eines Tages eine
Eiseskälte umhüllte, wie ich sie nie zuvor verspürte. Etwas
entriss mich gewaltsam der mütterlichen Umarmung und
stieß mich in die kalte Welt hinaus. Ließ mich allein und
wimmernd im Wald liegend zurück.

Ich war nichts.

Ich war niemand.

Hatte keinen Leib, keinen Namen und gewiss auch keinen
Sinn. Dazu gezwungen, mich für alle Zeit nach der
Dunkelheit und der zarten Umarmung meiner Mutter zu
sehnen. Doch alles, was ich fand, war ebenso kalt und leer
wie die Welt, in der ich fortan zurechtkommen musste.



KAPITEL 3

Der Mondgott

„Hey! Wartet mal.“

Sich umwendend erkennen Granny und Kesetiaan wenig erfreut, dass Ravine auf sie zuläuft und dabei wild winkt. Hinter ihm ein deutlich älterer Mann mit grauen Locken, der keuchend versucht, Schritt zu halten. Er trägt ebenfalls eine schwarze Kutte und eine der Knochenkettens um den Hals. Seine Stirn ziert ein lilafarbenes Zeichen.

Kaum kommen die beiden an, holt der Unbekannte tief Luft und fängt an zu sprechen: „Ich habe ein Angebot für euch.“

Dabei atmet er so schwer, dass Granny fürchtet, er würde jeden Moment zusammenklappen. Was auch kein wirkliches Wunder ist, da sie ihn auf ihr eigenes Alter schätzt. Mit achtzig noch so einen Sprint hinzulegen, ist durchaus beachtlich. Sie selbst würde dabei vermutlich eine deutlich schlechtere Figur machen.

„Ein Angebot?“, fragt Kesetiaan skeptisch.

„Ja. Auf dieser Insel gibt es nur wenige Siedlungen und zumeist gehen wir uns alle aus dem Weg. Doch die Banditen aus Lerako bereiten uns immer wieder Schwierigkeiten und greifen uns und andere an.“

„Und was hat das mit uns zu tun?“

„Ganz einfach, ihr wollt Antworten über Malikas Verbleib und wir wollen eine Bezahlung dafür.“

Granny verzieht das Gesicht.

Irgendwo hat er ja recht; Informationen sind eine Art Dienstleistung, mit der ebenso gehandelt wird wie mit Waren. Der Mann hat also durchaus ein Anrecht auf eine Gegenleistung. Allerdings hat sie das Gefühl, dass er auf etwas hinauswill, das ihr definitiv nicht gefallen wird.

„Dann könnten wir diese Informationen doch auch mit Geld bezahlen, oder?“

„Habt ihr denn welches?“

Granny schüttelt den Kopf. Natürlich hat sie Geld, aber nicht bei sich, und da sie noch immer nicht weiß, wo genau sie sich befindet, wird es schwer, was anzubieten, auf das sie nicht zurückgreifen kann. Zudem vermutet sie stark, dass es in der Gegend keine Bankautomaten gibt, an denen sie etwas abheben könnte.

Kesetiaan schüttelt ebenfalls den Kopf.

„Dann bleibt euch nur, auf meinen Handel einzugehen. Ich will auch gar nicht, dass ihr die Banditen tötet. Ihr sollt sie nur von der Insel vertreiben.“

„Getötet wird ohnehin nicht. Was seid ihr? Barbaren? Redet erst mal mit den Leuten, bevor ihr die Kriegstrommel rührt“, empört sich Granny.

Der Mann wirkt von ihrer Reaktion erst verwirrt, dann verärgert. Es ist ihm sichtlich unangenehm, so vorgeführt und getadelt zu werden.

Ravine hingegen stört es kein bisschen. Er wurde heute bereits mehrfach gescholten und freut sich, dass es diesmal einen anderen trifft. Deshalb sieht er sich auch in der Lage, ganz ungeniert auf die Frage zu antworten: „Es sind Banditen. Warum sollte es jemanden stören, wenn die verrecken? Deren Leben sind ebenso wertlos wie die von Monstern.“

Das ist der Moment, in dem Granny beschließt, den jungen Mann später noch mal zu besuchen. Dann wird sie ihm so lange Manieren beibringen und ihn durchschütteln, bis er weiß, was sich gehört. Seine

missbilligende und respektlose Art geht ihr inzwischen gehörig auf die Nerven. Da allerdings Kesetiaans verschwundene Schwester Vorrang hat, übergeht sie seinen unpassenden Kommentar, schenkt dem Mann aber trotzdem einen erbosten Blick.

„Sie wissen also, wo Malika ist, nehme ich an.“

„Ich weiß zumindest mehr als ihr. Vertreibt die Banditen und ich sage euch alles, was ich weiß.“

Lange sieht Granny dem alten Mann in die Augen und versucht, herauszufinden, ob sie ihm trauen kann. Dabei bemerkt sie einen seltsamen Schleier hinter seiner braunen Iris. Er wirkt wie Nebel oder Rauch. Da sie so etwas zum ersten Mal sieht, wundert sie sich darüber, andererseits wird sie noch immer von einem sprechenden Stier auf zwei Beinen huckepack getragen.

Und wer ist sie schon, dass sie jemandem vorschreibt, wie seine Augen auszusehen haben? Also verwirft sie diesen Gedanken wieder und überlegt stattdessen, ob seine Informationen tatsächlich etwas taugen.

Es besteht die Gefahr, dass sein Wissen nutzlos ist und es dann bereits zu spät ist, um Malika zu helfen. Die Frage ist also, ob sich der Umweg lohnt oder ob es nicht klüger wäre, auf eigene Faust weiterzusuchen, überlegt Granny angestrengt. Ehe sie zu einem Entschluss kommt, ist es Kesetiaan, der eine Entscheidung trifft.

„Einverstanden. Wir kommen zurück ins Dorf, sobald die Sache erledigt ist. Sollten sich deine Antworten als Zeitverschwendung herausstellen, zeige ich dir, welche Art von Monster ich wirklich bin.“

Bedrohlich baut sich Kesetiaan vor den beiden Männern auf, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Er mag vom Grunde seines Herzens ein gutmütiges Wesen haben, doch für Malika ist er bereit, seine wahre Natur für einen Moment zu vergessen. Besonders dann, wenn jemand versucht, ihn hinters Licht zu führen.

Der alte Mann nickt und entgegnet: „Ich werde im Dorf sein und

auf euch warten. Mein Name ist im Übrigen Halqua und ich bin der Dorfvorsteher des Fliederdorfes.“

„Mich könnt ihr Granny nennen und mein Freund hier ist Kenny.“

Einen Moment sieht Halqua sie überlegend an, sein Blick flackert dabei und seine Irisfarbe wird heller. Dann sieht er zur untergehenden Sonne und beschließt: „Es ist schon spät. Heute solltet ihr auf keinen Fall mehr losziehen. Ihr könnt ausnahmsweise bei mir im Anwesen übernachten.“

„Was? Das ist doch nicht dein Ernst? Dieses Ding hat gerade erst unser Dorf verlassen und du lädst es direkt wieder ein?!“

Aufgebracht wirbelt Ravine zu Halqua um und fängt an, laut zu zetern, wird dabei aber geflissentlich ignoriert. Stattdessen winkt der Dorfvorsteher auffordernd und schlendert zurück zum Fliederdorf. Nach einem Blickwechsel folgen Kesetiaan und Granny ihm.

Je näher sie dem Dorf kommen, desto tiefer sinkt die Sonne. Der Himmel färbt sich in einen satten Rotton. Dadurch sieht es fast so aus, als würde er brennen. Die letzten wärmenden Sonnenstrahlen streifen über Grannys Gesicht, ehe das Tagesgestirn schließlich hinter dem endlosen Fliedermeer verschwindet. Granny ertappt sich bei dem Gedanken, was dort wohl liegt, und Neugierde erfasst sie, lässt ihr Herz schneller schlagen.

Das Feuer erlischt und macht am Firmament Platz für zahllose Sterne, die einer nach dem anderen anfangen zu leuchten. Langsam und träge erhebt sich das silberne Licht des Mondes. Mystisch und wunderschön zugleich betont er die Farbe des Flieders und scheint ihn zum Glimmen zu bringen. Zart umspielt der Wind die Ähren und trägt ihren Duft über das Land.

Als sie erneut im Dorf ankommen, sind bereits überall Kerzen entzündet worden. Die Straßen wirken wieder gut gefüllt und die Bewohner gehen ihrer gewohnten Arbeit nach. Verstohlene und verunsicherte Blicke folgen den unerwünschten Gästen.

Halqua führt sie über den Dorfplatz. Erneut fällt Granny dabei die Statue aus weißem Marmor auf, die im Kerzenschein etwas Unheimliches an sich hat. Die Kreatur, die dort dargestellt wird, ist einem Menschen zwar ähnlich, wirkt aber mehr wie eine abstrakte, vielleicht sogar künstlerische Darstellung eines menschlichen Wesens.

Es hat Ohren und eine Nase, jedoch fehlt der Mund und in den tiefen Augenhöhlen wurden Kerzen platziert. Auf seinem Kopf thront ein mächtiges Geweih, das als Einziges aus schwarzem Stein gehauen wurde. Der Torso wirkt furchtbar abgemagert und ein großes Loch klafft darin, auch hier stehen Kerzen. Die Arme erscheinen Granny seltsam wirr. Wie ein gezwirbeltes Seil, das sich von unten bereits in seine Einzelteile auflöst. Beine hat das Wesen nicht, da die Statue erst ab der Hüfte beginnt.

„Wer ist das?“, fragt Granny. Verwundert bleibt Halqua stehen. Er sieht zu seinen Gästen und anschließend zur Statue. Ein merkwürdiges Lächeln legt sich auf seine Lippen und der Schatten hinter seinen Augen flackert im Kerzenschein.

„Das ist Xwedayê, der Gott des Mondes.“

Er sagt es mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass sich Granny fast schämt, nachfragen zu müssen. Dabei vermeidet sie es, den Namen auszusprechen, aus Angst, die Aussprache zu vermasseln und sich noch unbeliebter zu machen.

„Darf ich fragen, weshalb ihr den Mond so sehr verehrt?“

Einen Moment starrt Halqua die Kreatur aus Stein an, dann wendet er den Blick ab und geht weiter.

„Ich erzähle euch beim Abendessen mehr.“

Kesetiaan neigt sich zu Granny runter und flüstert: „Was ist ein Gott?“

Die beiden setzen sich ebenfalls in Bewegung und sie antwortet ihm leise: „Das ist ganz unterschiedlich. Oft wird damit ein überirdisches Wesen bezeichnet, der Erschaffer einer Welt oder die Verkörperung

einer Naturkraft. Im Grunde kommt es immer auf das Volk an, was für sie eine Gottheit darstellt und auch wen oder was sie damit bezeichnen.“

Verständnislos starrt Kesetiaan in den Himmel. Stolz und mächtig erhebt sich der Mond über ihnen. Es sind nur noch wenige Tage, bis er erneut die prächtigste seiner Formen annimmt.



Schweigend kommen sie vor einem großen Anwesen an. Ravine verabschiedet sich kurz angebunden und verschwindet zwischen den Häusern. Das stört keinen, sie haben ihn ohnehin längst vergessen. Ein bisschen grämt sich Granny deswegen. Aber die vielen neuen Eindrücke verhindern es, dass sie sich auf alles gleichzeitig konzentrieren kann. Es schwirren einfach zu viele Fragen in ihrem Kopf herum.

Ob wir diese Banditen wirklich dazu überreden können zu gehen? Sollten wir das überhaupt? Sie haben genauso ein Recht darauf, hier zu leben, wie alle anderen auch ... Aber wenn wir es nicht machen, wie sollen wir Malika dann finden?

Ohne zu zögern, betritt Halqua das Anwesen und führt seine Gäste durch eine prächtige Eingangshalle. Überall an den Wänden hängen Ölgemälde von Männern und Frauen mit grimmigen Gesichtsausdrücken. Sie sehen sich alle so ähnlich, dass Granny von einer Verwandtschaft ausgeht. Es gibt auch Gemälde von Orten wie einem Wald, der eine unheimliche Atmosphäre ausstrahlt.

An der Decke hängen mehrere schmucklose Kronleuchter, von denen Kerzenwachs herabtröpft. Der Boden ist mit braunen Teppichen ausgelegt und an einigen Stellen stehen Vasen gefüllt mit Flieder.

Sie treten durch eine große doppelflügelige Tür in ein heimeliges Esszimmer ein. Ellenlange Fenster säumen den gesamten Raum. Tagsüber versorgen sie ihn sicher herrlich mit natürlichem Licht, ähnlich

wie bei einem Wintergarten. Nachts starren sie in die endlose Dunkelheit und selbst das Mondlicht erreicht sie hier nicht. Vor den Fenstern befinden sich kleine Bänke und Tische. Darauf liegen fein säuberlich geordnete Pergamente und Bücher, weshalb Granny vermutet, dass es sich um Arbeitsplätze oder Ähnliches handelt.

In der Mitte des Zimmers steht ein großer runder Tisch, auf dem drei Kerzenleuchter stehen, die den gesamten Raum beleuchten. Acht Stühle mit hoher Lehne säumen ihn und wirken mit dem schlichten schwarzen Leinenüberzug fehl am Platz.

Halqua bittet sie zu Tisch und verlässt das Zimmer. Schweigend kommen sie der Bitte nach und fühlen sich verloren in dem unbekanntem Haus. Besonders Kesetiaan erscheint alles überwältigend. Staunend wandert sein Blick über jedes noch so kleine Detail. Die Dunkelheit tut seinem Sehvermögen keinen Abbruch und er kann sich problemlos umsehen.

Granny hingegen hält ihre Augen geschlossen. Die Aufregung des seltsamen Tages hat sie müde werden lassen. Wäre da nicht ihr knurrender Magen, könnte sie an Ort und Stelle einschlafen.

Ehe das passiert, kommt der Dorfvorsteher zurück, an seiner Seite eine Frau mit weißer Haube auf dem Kopf. Sie trägt ein Tablett aus Holz, auf dem sich drei Schüsseln und Löffel befinden. Ein herrlicher Duft geht von dem Inhalt aus. Halqua setzt sich und die Frau serviert ihnen das Essen, ehe sie den Raum wieder verlässt, ohne ein einziges Wort zu verlieren.

„Bitte greift zu. Ihr habt sicherlich Hunger.“ Noch ehe er zu Ende gesprochen hat, schiebt Halqua sich bereits den ersten Löffel Suppe in den Mund. Granny betrachtet ihn dabei einen Moment, wird dann aber von Kesetiaan abgelenkt.

Ohne auf das Besteck zu achten, nimmt er die Schüssel in die Hand und schüttet sich den Inhalt ins Maul. Die brühend heiße Flüssigkeit scheint ihm dabei nichts auszumachen.

Während Granny darüber sinniert, auch ihm später noch Manieren beizubringen, bemerkt sie, dass Kesetiaans Hände schlicht zu groß sind. Selbst wenn er wollte, könnte er damit das Besteck nicht vernünftig halten.

Seufzend greift sie zum Löffel. Sie probiert die Suppenbrühe und ein unangenehmer Geschmack breitet sich an ihrem Gaumen aus. Er ist schwer und bitter und entspricht weder dem klaren Aussehen der Suppe noch dem lieblichen Geruch. Freudlos löffelt Granny weiter und wünscht sich einen großen Schluck Schwarztee oder gleich Whiskey, um das pelzige Gefühl auf der Zunge loszuwerden.

Am liebsten würde sie der jungen Frau ein paar Kochtipps geben. Andererseits haben ihre Kinder schon häufig behauptet, Granny würde sich zu sehr in fremde Küchen einmischen. Deshalb lässt sie es bleiben und sucht stattdessen nach einer Möglichkeit, das Essen unauffällig entsorgen zu können. Eigentlich verabscheut sie jede Art der Lebensmittelverschwendung, hier aber befürchtet sie, dass ihr Körper nicht mitspielt, sollte sie zu viel von dieser Brühe zu sich nehmen.

Länger darüber nachdenken kann sie nicht, denn Halqua ergreift das Wort.

„Die Ewalu sind fleischgewordene Götter. Acht Weltenwächter, die seit Anbeginn der Zeit durch die Meere wandeln. Unser Gott Xwedayê ist einer von ihnen. Er wacht über die Insel Dayax, von der man sagt, dass sie dem Mond in seinen Zyklen gleicht.“ Er legt seinen Löffel zur Seite und betrachtet für einen Moment die leere Schüssel. Dann schweift sein Blick zu der Fensterfront. Granny sieht ebenfalls dorthin und lauscht aufmerksam, als der Mann schließlich weiter spricht. „Diese Insel war einst kreisrund, doch wie ein abnehmender Mond versank sie zusehends im Meer. Am Ende blieb nicht mehr übrig als das Plateau des Vulkans im Zentrum.“

„Aber die Insel steht doch gar nicht unter Wasser?“, wundert sich Kesetiaan und nutzt Halquas Atempause, um nachzufragen. Dieser

blinzelt ein paarmal und sieht den Stiermann zum ersten Mal direkt an.

„Das liegt daran, dass wir uns momentan im zunehmenden Mond befinden. Es dauert nicht mehr lange, bis Dayax wieder ein Ebenbild des Göttlichen selbst ist. Dann wird die Welt unter der gewaltigen Macht des Mondes erzittern, die Unwürdigen werden zu Staub zerfallen und nur Xwedayês Auserwählte können bestehen.“

Obwohl der Dorfvorsteher vollkommen ruhig bleibt, schlägt die Stimmung im Raum schlagartig um. Die Bestimmtheit in seiner Stimme lässt Granny erschauern. Ein unheimlicher Gedanke beschleicht sie, doch sie wagt es nicht, ihn weiter auszuführen. Sie fühlt sich in Halquas Gegenwart sichtbar unwohl.

Kesetiaan bemerkt den unheilvollen Unterton ebenfalls und würde das Dorf am liebsten sofort wieder verlassen.

Für einen Moment kehrt Stille ein. Keiner wagt es, sie zu durchbrechen. Dann, ebenso schnell, wie das Unbehagen kam, verschwindet es wieder. Mit einem Mal wirkt Halqua ganz wie zu Beginn des seltsamen Abendmahls und macht schon fast einen freundlichen Eindruck. Das lässt Granny nur mehr auf Abstand gehen und argwöhnisch werden.

„Das klingt sehr beeindruckend“, sagt sie, um sich mit Halqua gut zu stellen. „Aber was hat das mit den Banditen zu tun?“ Vorsichtig lenkt sie das Gespräch auf ein anderes Thema. Zumal sie unbedingt wissen möchte, mit welcher Intention Halqua eine solche Aufgabe an völlig Fremde vergibt.

Der alte Mann fährt sich durch die grauen Haare, sein Blick starr auf Granny gerichtet. „Sie sind Ungläubige, die sich gegen den Gott des Mondes und damit auch gegen uns stellen. Ihre grausamen Taten kosteten bereits einige Unschuldige das Leben und sie erzürnen die Dunkelheit.“

Oje, wo genau bin ich da nur reingeraten? Sind das etwa Fanatiker?

„Und was ist mit uns?“, fragt sie zögernd. Granny beschleicht das ungute Gefühl, dass Halqua die Banditen nur als Vorwand genutzt haben könnte, um sie zurück ins Dorf zu locken. Der Grund dafür ist ihr allerdings schleierhaft. „Könnt ihr damit leben, dass wir ebenfalls Ungläubige sind?“

Halqua lächelt, doch er wirkt dabei weder amüsiert noch belustigt. Es ist eine leere Geste, die im Kerzenschein wächsern aussieht. Als wüsste er nicht, wie man richtig lacht. Ein Schauer rinnt Granny den Rücken hinab.

Ein Moment der Stille folgt, in dem Halquas Blick über Granny und Kesetiaan gleitet, als würde er sie noch mal von Neuem bewerten.

„Ihr seid Fremde“, beginnt Halqua ruhig, „und als solche ist es euer Recht, die Welt mit anderen Augen zu betrachten. Doch solange ihr hier seid, habt ihr unseren Glauben und unsere Art zu leben zu respektieren.“

Granny bemerkt die subtile Drohung in seinen Worten und schaut zu Kesetiaan rüber. Seine Hände sind zu Fäusten geballt und sein Nackenfell ist aufgerichtet. Sie sieht ihm an, dass er Halqua ebenso misstraut wie sie selbst. Unauffällig legt sie Kesetiaan unter dem Tisch eine Hand auf den Oberschenkel, um ihn zu beruhigen.

Dabei fällt ihr auch wieder ein, dass sie ursprünglich in das Dorf kamen, um seine Kopfverletzung zu säubern. Sie ärgert sich, dass sie so etwas Wichtiges einfach vergessen hat. Doch bei genauerem Hinsehen bemerkt sie, dass die kleine Wunde an Kesetiaans Schläfe verschwunden ist. Kurz wundert sich Granny darüber, ehe sie sich erneut auf das Gespräch konzentriert.

„Sag mal, Kenny, arbeitet Malika nicht hier im Dorf?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wendet sie sich wieder an Halqua und zeigt ihm ein echtes Lächeln. „Ich gehe mal davon aus, dass Malika euren Glauben ebenfalls nicht teilt und dennoch kommt ihr mit klar. Deshalb denke nicht, dass wir in nur einer Nacht ein Problem darstellen

werden. Außerdem funktioniert Respekt in beide Richtungen. Ich bitte also darum, dass auch unsere Überzeugungen geachtet werden.“

Granny hat zwar keine Ahnung, ob und an was Kesetiaans Schwester glaubt, doch sie spekuliert darauf, dass Halqua sich verquatscht. Vielleicht erfährt sie so auch, ob der Mann im schlimmsten Fall etwas mit Malikas Verschwinden zu tun hat.

„Ein interessanter Punkt. Malika ist eine ehrfürchtige Person, die ich stets zu schätzen wusste. Ihr Verlust bestürzt mich sehr. Wenn dies allerdings Xwedayês Wille ist, so mische ich mich nicht ein. Ich kann euch nur Informationen geben und für Malika beten.“

Sich selbst zustimmend nickt Halqua und greift nach Grannys Suppenschüssel. Verwirrt sieht sie ihm dabei zu, wie er ihre Reste aufisst und an einer kleinen Glocke läutet, die er aus seiner Kutte zieht.

Schweigend warten sie und nur wenige Momente später kommt die Frau mit der weißen Haube rein und räumt das Geschirr ab. Als sich die Tür hinter ihr wieder schließt, legt Halqua seine Hände auf den Tisch und sieht seine Gäste ausdruckslos an.

„Jetzt habe ich eine Frage an dich. An was glaubst du?“

Seine Stimme hat einen schneidenden Ton, der deutlich macht, dass er eine ehrliche Auskunft von Granny erwartet.

Die Augen zu Schlitzeln verengt starrt sie den Mann an. Sie weiß, dass es keine richtige Antwort gibt, nur ob Halqua das auch klar ist, bezweifelt sie. Tief durchatmend setzt sich Granny aufrecht hin. Sie versucht, sich ihre Anspannung nicht anmerken zu lassen, und antwortet: „Ich glaube an die Menschen und daran, dass wir selbst entscheiden können, ob wir Gutes oder Böses tun. Ganz gleich, ob und welche Götter existieren und was für Forderungen sie an uns stellen.“

„Dann denkst du nicht, dass die Dunkelheit in uns einen beträchtlichen Teil dazu beiträgt, wie wir handeln?“

Verwundert über die seltsame Gegenfrage braucht Granny einen Moment, um darauf zu reagieren.

„Jeder von uns trägt Dunkelheit in sich. Seien es Traumata, Ängste oder Leid. Sie als Ausrede zu nutzen, um andere zu verletzen, ist in meinen Augen schlicht und einfach dumm. Es lindert weder den eigenen Schmerz, noch bringt es einen im Leben voran.“

Während sie spricht, spürt Granny, wie ihr Herz anfängt zu schmerzen. Erinnerungen und Tränen bahnen sich einen Weg an die Oberfläche. Nur schwer schafft sie es, beides zu verdrängen, bis einzig ein dumpfes Echo übrig bleibt.

„Hm ...“ Halqua stützt sein Kinn mit den Händen ab. Sein Blick wandert zu Kesetiaan. „Und woran glaubst du, Dämon?“

Wieder ballt Kesetiaan seine Hände. Ehe er etwas entgegen kann, sagt Granny bestimmt: „Solange du ihn Dämon nennst, wird er dir nicht antworten. Nochmal, du verlangst von uns Respekt für deinen Glauben, dann respektiere auch uns und hör auf, Kenny zu beleidigen!“

Der Dorfvorsteher legt den Kopf schief. Er scheint nicht zu begreifen, was sie so verärgert. Statt allerdings darauf einzugehen, klingelt er ein weiteres Mal nach der Frau.

„Es ist spät. Wie gesagt könnt ihr die Nacht hier verbringen. Meine Gemahlin wird euch in eure Schlafräume begleiten.“

Kaum öffnet sich die Tür, betritt die Frau mit der Haube den Saal und Halqua verlässt ihn grußlos.

„Was für ein unangenehmer Abend“, murmelt Granny enttäuscht und lässt sich von Kesetiaan helfen, von dem unbequemen Stuhl aufzustehen. Obwohl Grannys Magen noch immer grummelt, ist sie froh darüber, der Suppe und dem Gespräch endlich zu entkommen.



KAPITEL 4

Dunkelste aller Nächte

Schlaflos liegt Granny in einem halbwegs gemütlichen Bett. Sie hat noch immer ihr oranges Kleid an und die fleckige Decke zur Seite geschoben. Das Zimmer, in das sie geführt wurde, liegt im ersten Stock des großen Anwesens und ist nur kläglich eingerichtet. Es verfügt neben dem Bett über einen leeren Schrank und einen kleinen Tisch.

Eine Kerze steht darauf und zeichnet unheimliche Lichtmuster an die Wände. Kaum überraschend befindet sich daneben eine Vase voll Flieder, der ihr langsam, aber sicher auf die Nerven geht. Ihr ist klar, dass der Ort nicht ohne Grund ‚Fliederdorf‘ heißt, man kann es aber auch übertreiben.

Neben dem Bett ist ein Fenster, durch das man aus dem Dorf raussehen kann. Trotz der Dunkelheit erkennt Granny in der Ferne einen großen Berg. Er scheint alles andere zu überragen.

Ob das der Vulkan ist, von dem Halqua gesprochen hat? Das Zentrum der Insel?

Obwohl Granny seit über einer Stunde im Bett liegt und zuvor furchtbar erschöpft und müde war, stellt sich der Schlaf nicht ein. Stattdessen wirbeln ihre Gedanken wirr durch die Gegend. Sie ist nicht in Glencoe. Vermutlich nicht einmal mehr in Schottland oder gar in ihrer Welt. Wieder erinnert sie sich an ‚Alice im Wunderland‘. Wie oft hat sie ihrer Tochter Elain diese Geschichte erzählt?

„Oft genug, um zu verstehen, dass das hier dann wohl mein Wunderland ist“, flüstert sie in die Dunkelheit ihres Zimmerchens. „Sollte ich Halqua danach fragen? Vielleicht weiß er ja, warum ich in dieser Welt bin oder wie ich wieder zurückkomme.“

Nach diesem unangenehmen Abendessen will sie ihm eigentlich nicht mehr über sich preisgeben als unbedingt notwendig. Halqua ist auch so schon unheimlich genug. Sie möchte nicht herausfinden, was er mit jemandem macht, der aus einer anderen Welt stammt.

Generell ist ihr das Fliederdorf suspekt und erinnert sie viel zu sehr an eine Sekte oder einen Kult. Sie ist froh, dass sie den Ort zusammen mit Kesetiaan am nächsten Morgen wieder verlassen kann.

Gerade als sie an ihren neuen Freund denkt, spürt sie, wie etwas über ihre Arme streicht. Ein Windhauch so zart, dass es sich wie eine Berührung anfühlt. Aber außer Granny und der Dunkelheit befindet sich keiner in dem Zimmer.

Urplötzlich machen sich Bedenken in ihr breit. Eine unbekannte Stimme flüstert in ihren Gedanken: *„Ist es wirklich eine gute Idee, allein mit dem Dämon weiterzuziehen? Was, wenn die Dorfbewohner recht haben? Was, wenn er nur darauf wartet, dir etwas anzutun?“*

Aber was soll ich stattdessen tun?, fragt sich Granny. Die Zweifel breiten sich in ihr aus und lassen sie erzittern. Mit einem Male ist ihr ganz schrecklich kalt und sie zieht sich die Decke über den Leib.

Dann gesellt sich zu der ersten Stimme eine weitere. In Gedanken hört sie, wie ihr Sohn Thomas scharf erwidert: *„Such einen Weg nach Hause. Was ist daran so schwer? Die Leute wären auch netter zu dir, wenn du das Stiermonster dahin schickst, wo der Pfeffer wächst.“*

Wie aus Reflex antwortet sie ihm flüsternd: „Aber er braucht meine Hilfe. Wie kann ich ihn allein lassen, wenn er sich hier doch genauso wenig auskennt wie ich?“

Ehe Thomas ihr ein schlechtes Gewissen einreden kann, klopft es zögerlich an der Tür. Granny setzt sich verwundert auf und für einen

Augenblick kommt es ihr so vor, als würde die Kerze einen zweiten Schatten an die Wand zeichnen. Genauso schnell, wie er auftaucht, verschwindet er wieder und nur ihr eigener bleibt übrig.

Den Kopf schüttelnd befreit sie sich von der Decke und tapst dem Geräusch vorsichtig entgegen. Sie öffnet die Tür einen Spalt breit. Dahinter steht im dunklen Flur ihr großer, flauschiger Begleiter. Schüchtern reibt sich Kesetiaan die Hände und schaut beschämt auf den Boden.

Wenn Granny raten müsste, würde sie sagen, dass er ebenso wenig zur Ruhe kommt wie sie selbst. Die Stimmen der Zweifel werden stiller, bis sie schließlich ganz verstummen. Das Zimmer erscheint ihr nun deutlich heller als noch vor einigen Sekunden. Sie macht einen Schritt zur Seite und öffnet die Tür gänzlich.

„Komm rein, mein Lieber.“

Während sie sich wieder auf das Bett setzt, schließt Kesetiaan die Tür leise und versucht, es sich auf dem kleinen Stuhl bequem zu machen. Am liebsten würde Granny ihm eine heiße Schokolade anbieten. Das süße Getränk würde ihrer beider Nerven beruhigen. In dem fremden Anwesen weiß sie allerdings nicht mal, ob sie die Küche finden würde, geschweige denn, ob es hier so was wie Kakao gibt.

Eine Weile schweigen beide und Granny beobachtet Kesetiaan. Er wirkt schrecklich verloren und Mitleid breitet sich in ihrem Herzen aus.

Ich weiß nicht, wo diese Gedanken auf einmal herkamen. Er hat mir keinen Grund dazu gegeben, ihn zu fürchten. Ganz im Gegenteil. Und Thomas ... Er mag zwar manchmal sehr hart sein, aber niemals würde er jemanden in Not zurücklassen. Vor allem nicht diesen Jungen. Dafür sieht er Keith viel zu ähnlich.

Nach einer Weile rauft sich Kesetiaan zusammen und ergreift vorsichtig das Wort.

„Wer bist du?“

Aus ihren Gedanken auftauchend betrachtet sie ihn. Sie versteht die Frage und ebenso, warum er sie stellt. Granny hätte sie wohl auch gestellt, wenn jemand plötzlich bei ihr auftaucht und sich an ihren Rockzipfel hängt. Es ist sein gutes Recht.

In den grünen Augen erkennt sie Unsicherheit und tief in ihrem Inneren weiß sie, wie wichtig es ist, jetzt darauf einzugehen. Für ihn, für sie selbst und für die Familie, die zu Hause auf sie wartet. Besonders da Granny vorhat, Kesetiaan weiterhin zu begleiten.

Nur wie soll ich eine Frage beantworten, deren Antwort ich nicht wirklich kenne? Im Grunde geht es gar nicht darum, wer ich bin, sondern weshalb ich hier bin.

Obwohl sie die Worte nicht bewusst spricht, finden sie ihren Weg ganz von selbst über ihre Lippen. „Ich komme aus einer anderen Welt und ich bin hier, weil du meine Hilfe brauchst.“

Erst beim Aussprechen wird ihr klar, wie sehr diese Worte Sinn ergeben. Das Tor, die Stimme und Kesetiaan selbst. Alles hängt zusammen, auch wenn sie noch nicht versteht warum. Vielleicht gehört es zu ihrer Aufgabe, genau das herauszufinden.

„Das hatte ich befürchtet und darauf gehofft.“ Er weicht Grannys Blick aus, ehe er weiterspricht: „Nachdem ich losgezogen bin, um Malika zu suchen, war da auf einmal ein Wald. Dort traf ich auf ein Wesen, das sich selbst als Orakel bezeichnet hat. Es erzählte etwas von Magie und dass es wüsste, wie ich Malika finde. Es ließ mich seltsame Worte nachsprechen und auf einmal befand ich mich im Auge eines Sturmes. Ich erinnere mich noch an sein düsteres Lachen und helle Lichter. Steine, die sich zu einem Tor zusammenfügten, und Schmerz, als ich von einer Druckwelle erfasst wurde.“ Kesetiaan atmet einmal tief durch und sieht Granny direkt in die Augen. „Als ich wieder erwachte, war der Wald verschwunden und du warst da.“

Granny lauscht ihm gespannt und mit jedem Wort gewinnt sie mehr an Klarheit. Sie hat genug Bücher gelesen, um zu wissen, was Magie

und Rituale sind. Nur hielt sie beides immer für reine Fantasie und Aberglaube. Aber wenn sie in einer fremden Welt ist, warum dann nicht in einer, in der solche Dinge zur Tagesordnung gehören? Sie fühlt sich zu alt, um sich darüber mehr zu wundern als über die Sache mit dem Weltenwechsel. Sie akzeptiert es also klaglos. Was bleibt ihr auch anderes übrig?

„Wirst du mir wirklich helfen, Malika zu finden? Obwohl ich ...“

Ohne ihn aussprechen zu lassen, nickt Granny heftig und entgegnet bestimmt: „Selbstverständlich helfe ich dir!“

Kesetiaan zeigt ihr daraufhin ein schüchternes Lächeln und seine grünen Augen schimmern feucht. Beide verfallen erneut in Schweigen. Ein kalter Windhauch bringt die Kerzenflamme zum Zittern und lässt die Schatten tanzen. Gänsehaut breitet sich auf ihren Armen aus und Granny reibt sich schützend darüber. Sie sieht aus dem Fenster.

Kesetiaan betrachtet sie dabei eine Weile, ehe er flüstert: „Um ehrlich zu sein, verwirrt es mich wohl weniger, als es sollte, dass du aus einer anderen Welt stammst. Vermutlich liegt das daran, dass ich meine eigene kaum kenne. Für mich wirkt das alles so unendlich fern. Selbst dieses Dorf. Aber wenn man bedenkt, dass mein Leben bis vor Kurzem ausschließlich innerhalb des Labyrinths stattfand, ist das nicht sonderlich überraschend.“

Sein Blick verliert sich in der Vergangenheit und ein Schauer lässt ihn erzittern. Statt auf diese sonderbaren Informationen einzugehen, entgegnet Granny nur: „Morgen werden wir uns auf den Weg machen. Ich bin nicht sicher, ob wir wirklich nach den Banditen suchen sollten. Aber wer weiß, vielleicht ist es leichter, mit ihnen zu sprechen als mit den Leuten hier.“

Granny versucht, sich nicht anmerken zu lassen, wie wenig Hoffnung sie tatsächlich verspürt. Im Grunde redet sie sich ein, dass schon alles gut gehen wird. Bisher ist schließlich nichts passiert, was vom Gegenteil zeugt.

Genau in diesem Moment reißt jemand die Zimmertür gewaltsam auf. Mehrere Gestalten mit tief ins Gesicht gezogenen Kutten stürmen herein. Die Kerzenflamme erlischt und der zarte Geruch von Wachs und Ruß breitet sich in der Dunkelheit aus.

Ehe Granny oder Kesetiaan reagieren können, stülpt man ihnen schwere Leinensäcke über die Köpfe. Panisch schreit Granny auf und versucht, sich aus den Griffen der Unbekannten zu befreien. Doch egal wohin sie sich dreht und wendet, da sind überall Hände. Sie greifen nach ihr, klammern sich in ihrem Kleid fest und Fingernägel reißen ihre Haut auf. Den Schmerz nimmt sie gar nicht wahr. Zu sehr breitet sich die Angst in ihr aus.

Kräftige Arme umgreifen ihren Körper und sie verliert den Boden unter den Füßen. Jemand hebt sie hoch und trägt sie unbarmherzig aus dem Raum hinaus. Sie kann hören, wie auch Kesetiaan mit Leibeskräften gegen die Unbekannten kämpft.

Er brüllt wie ein wildes Tier auf. Seine Pranken schlagen die Fremden nieder. Doch es reicht nicht. Es kommen immer mehr dazu. Sie fesseln seine Arme mit Seilen. Gepeinigt schreit er auf, als die Stricke in sein Fleisch schneiden und sie ihm die Schultern beinahe auskugeln. Blind vor Schmerz schlägt Kesetiaan seinen Kopf zur Seite.

Er trifft jemanden, spürt den leichten Widerstand und dann, wie sich sein Horn durch Fleisch bohrt. Blut tropft auf den Boden und der Sack saugt sich mit der zähen Flüssigkeit voll. Der metallische Geruch frisst sich in Kesetiaans Bewusstsein und betäubt seinen Verstand.

Ein dumpfes Aufschlagen und röchelnder Atem, der schließlich verstummt, geben ihm den Rest. Kesetiaan kann nicht sehen, ob die Gestalt sich noch regt. Sein eigenes Blut rauscht durch seine Ohren und macht ihn taub. Er hat in seinem Leben nie jemanden ernsthaft verletzt, geschweige denn getötet.

Schuld durchflutet ihn und Angst peitscht durch seine Adern.

Angst vor sich selbst. Vor dem, was er getan hat und fähig ist zu tun.

Sein Körper verfällt in eine Starre und den Unbekannten gelingt es, Kesetiaan ebenfalls aus dem Zimmer zu zerren. Den Toten lassen sie unbeachtet liegen.

Wandelnd durch diese eisige und fremde Welt, in der ich keinen Platz hatte, suchte ich verzweifelt nach Antworten. Weshalb bin ich hier? Warum wurde mir die Wärme mit einem Mal verwehrt? Was bin ich und vor allem wer? Ganz egal, wie oft und wen ich auch fragte – ich erhielt keine Antwort.

So war ich dazu gezwungen, viele Jahrhunderte lang ziellos umherzustreifen. Ich durchquerte die tiefsten Meere und bestieg die höchsten Berge, durchkämmte finstere Wälder und farbenfrohe Felder, wandelte von Insel zu Insel. Immer auf der Suche nach etwas, ohne je zu wissen wonach.

Längst hatte ich begriffen, dass diese Welt über ein Bewusstsein verfügte. Dass sie mit ihren Kindern sprach und ihrem Leid Beachtung schenkte. Ihnen sogar Hilfe aus fernen Welten sandte, wenn sie benötigt wurde.

Doch mich ignorierte sie.

War ich etwa keines ihrer Kinder? Waren es nicht ihre Arme, denen ich entrissen worden war? Wer hielt und wärmte mich dann? Besaß ich keinen Leib und wurde mit einer Gestalt bestehend aus Rauch gestraft, weil ich gar nicht in diese Welt gehörte?

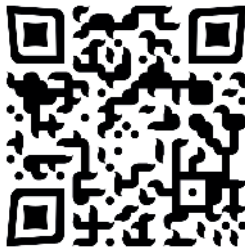
Ich versuchte, Hangaia all meine Fragen zu stellen, betete sogar zu ihr. Sie strafte mich mit endloser Stille.

Ich bin nicht mehr als der bloße Schatten eines Lebewesens. Die Silhouette eines Menschen. Ungeliebt und unerwünscht von der Mutter allen Seins.

Wie es aussieht bist du am Ende von Kapitel 4 und damit auch der Leseprobe angekommen.

Ich hoffe ich habe dich mit den ersten paar Seiten begeistern können und dich neugierig darauf gemacht, wie Grannys Reise weitergeht.

The Shadow Within erhältst du bei mir im Onlineshop unter:



www.hangaia.de/shop

oder als E-Book auf Amazon:



<https://amzn.to/4oKVXfz>